

Der Musterknabe

Die Mutter ist Pazifistin, der Sohn Soldat. Mit 18 Jahren geht er ohne ein Wort des Abschieds zur Fremdenlegion. Jetzt ist er 26 und kämpft in der Ukraine gegen die russische Armee. Warum?

Von Max Polonyi, DER SPIEGEL, 07.04.2023

Wenn sie in der »Tagesschau« wieder etwas über die Ukraine bringen, schalte sie den Fernseher aus, sagt sie. Die Bilder dürfe sie nicht sehen. In jedem von einer Rakete getroffenen Haus, in jedem Schützengraben, vermute sie ihn. Auch wenn sie nicht weiß, wo er sich gerade aufhält, und nicht sagen kann, ob er überhaupt noch lebt. »Wissen Sie, wo er ist?«, fragt sie. »Geht es meinem Sohn gut?«

Kiew liegt bis zu den Knöcheln im Schnee, die Luft ist klar und kalt, die Sonne scheint. Es ist Mitte Januar, TQ steht am Mychailiwka-Platz und sieht Kindern zu, die Panzerkommandant auf zerstörtem russischen Militärgerät spielen. Das hier, wo der Junge gerade am Kanonenrohr hangele, sagt TQ, sei der T-72, ein russischer Standardpanzer. Einen T-72 höre man schon von Weitem, der Dieselmotor klinge wie ein alter Traktor. Er mache »ratatatata«. Wenn man das Ratatata höre, brauche man entweder eine Panzerfaust oder schnelle Beine, sonst sei es das gewesen.

TQ, 26 Jahre alt, ist ein ernster und stiller Mann mit kurz rasierten dunkelblonden Haaren und Cargohose. Er ist 1,72 Meter groß, durchtrainiert, mit einem Blick, der nur selten ein Gefühl verrät. TQ ist sein militärischer Rufname, seine Freunde und die Kameraden in der internationalen Legion nennen ihn so. Er steht

für Tourniquet, das französische Wort für Aderpresse. Man kann damit Gliedmaßen abschnüren, um starke Blutungen zu stillen. Wenn man ihn mit dem Vornamen anspricht, den seine Eltern ihm gegeben haben, schaut er ausdruckslos zurück, als hätte er vergessen, dass er einmal so hieß.

Seine Mutter sitzt auf einem Motorboot, das auf der Ostsee nahe Rügen ankert. Das Boot ist 15 Meter lang, der Lack an den Planken ist mit den Jahren verblasst. In einer Kajüte, in der versteinerte Seesterne auf den Kommoden liegen, fragt Heike Schmidt, ob ihr Sohn noch lebt.

Schmidt ist nicht ihr echter Name, sie hat ihn gewählt, um die Identität ihres Sohnes zu schützen. Sie ist 58 Jahre alt, trägt ein pastellfarbenes Hemd und eine Hose mit Bügelfalte, eine sanfte Frau mit gebräunter Haut. Ihre Stimme ist ruhig, und doch wirkt sie rastlos. Manchmal suchen die Hände auf ihrem Schoß nach Halt, dann kneift sie hinein, bis weiße Furchen in der Haut bleiben. In einer anderen Welt könnte man sich Schmidt gut mit Weißwein in einer Sylter Strandbar vorstellen.

Ihr Sohn spaziert in Kiew durch den Schnee Richtung Wolodimirska-Park auf einem Hügel, wo ein Veteran auf einem Schifferklavier spielt. Von hier oben kann TQ weit über Kiew sehen: ein Bienenkorb aus Glas, Beton und Ziegeln, Zuckerbäckerfassaden und dampfenden Schornsteinen, durch die Mitte strömt der Dnjepr. TQ blickt auf die Stadt hinab. Er kenne die Ukraine kaum, sagt aber, er wolle das Land befreien. Er sei bereit, dafür zu sterben.

Mutter und Sohn, man sieht es ihnen an. Sie ist studierte Biologin, er ist Soldat. Er kämpft als Freiwilliger in der Internationalen Legion der Ukraine gegen die russische Armee. Sie lebt auf einem Boot an der Ostsee. Der Krieg in der Ukraine stößt sie ab. Ihn zieht er an.

Beide sind gegen den Krieg. Heike Schmidt sagt, sie wünsche sich, dass der Frieden an runden Tischen errungen werde, nicht auf dem Schlachtfeld. Sie sagt, hinter jedem Krieg stünden mächtige Männer, die nur Geld oder Macht im Sinn hätten. Manchmal klingt sie wie Sahara Wagenknecht. Ihr Sohn dagegen will an der Seite der Ukrainer die russischen Angreifer zurückdrängen und so den Krieg beenden. Sie ist prinzipiell gegen Waffenlieferungen, er dafür. Dazwischen ist wenig Platz.

Sie sind ein bisschen wie Deutschland, die eine will unbedingt Frieden, der andere den Sieg. Eine Mehrheit der Deutschen würde der Ukraine keine Kampfjets liefern, in einer Umfrage vom März gaben 31 Prozent der Befragten an, dass ihnen die Waffenlieferungen insgesamt zu weit gehen. 16 Prozent sagen, die Bundesregierung solle mehr liefern. In der Ukrainefrage gibt es für manche keinen Kompromiss, nur ein Entweder und ein Oder. Entweder man ist Kriegstreiber, oder man lässt die Ukrainer im Stich, so in etwa läuft die Debatte, seit über einem Jahr.

Auch Schmidt und ihr Sohn reden kaum miteinander, das Schweigen begann noch vor dem Ukrainekrieg. Es war an einem Morgen im Mai 2015, als er sie verließ, so erzählen es beide. Er sagte, er gehe zur Universität und sei zum Abendbrot zurück. Sie hätten sich seitdem dreimal gesehen. Was ist passiert?

Das Motorboot hat fünf Kajüten, es gibt zwei Nasszellen, in denen es nach Lavendel riecht, eine Küche, eine Eignerkabine mit Schreibtisch und Bett und Platz für drei Dutzend Schuhe. Die Schuhe seien ein Überbleibsel aus ihrem alten Leben, sagt sie. Da war sie Managerin in einem amerikanischen Pharmakonzern mit Niederlassung in Deutschland. Sie wohnte mit ihrem Sohn in einem Altbau in einem besseren Duisburger Viertel, ihr Leben richtete sich nach Businesslunches, den Quartalszahlen und dem täglichen Abendbrot mit ihm.

Seit er gegangen ist, hat sie erst ihre Wohnung und dann ihren Job aufgegeben. Sie wohnt seit anderthalb Jahren auf dem Boot mit ihrem neuen Partner. Sie hätten sich vor dreieinhalb Jahren auf einer Bootsmesse kennengelernt, sagt Schmidt. Beide in ihren Fünfzigern, beide alleinstehend nach einer gescheiterten Ehe. Das Gute am Bootsleben sei, dass man jederzeit den Anker lichten könne, sagt Schmidt.

Sie schaut auf die Ostsee. Die Gischt klatscht an die Planken, und das Boot krängt. Schmidt sagt, es gehe ihr schlecht. »Warum ist er gegangen? Warum hat er nichts gesagt? Was habe ich falsch gemacht?« Es sei doch immer wunderschön gewesen.

Ein Wunschkind, ihr Ex-Mann Ingenieur im Stahlbau, sie in der Pharmabranche. Der fröhlichste Junge der Welt, sagt Schmidt. Eine Kindheit voller Holzspielzeug, musikalische Früherziehung, Montessori-Grundschule. »Gewaltfrei, sowohl psychisch als auch physisch.«

Schmidt sagt, sie sei Pazifistin. Keine Frau, die trommelnd zum Ostermarsch geht, sondern eine, die Konflikte durch Verhandlungen beenden will. Auch Angriffskriege.

Als Junge habe ihr Sohn auf dem Spielplatz nach zwei Minuten Freunde gefunden. »Wussten Sie, dass er hochbegabt ist?« Mit seinen Fähigkeiten könnte er am Verhandlungstisch doch viel mehr bewirken als mit dem Gewehr im Schützengraben. »Vielleicht als Diplomat«, sagt Schmidt. Das würde ihr gefallen.

Mit fünf schickten sie ihn zur Ausbildung in klassischer Konzertgitarre, mit acht zum Segeln. Bald dreimal die Woche Training, samstags zur Regatta nach Holland. Sie hätten das Beste für ihn gewollt. Englischsprachiges Privatgymnasium im Ruhrgebiet, eine Eliteschule, die statt eines Halbjahrespreises vier Werte auf ihrer Website angibt: »Neugier, Mut, Selbstbewusstsein und Gemeinschaft«. Es gab Uniform-Pflicht, jeden Tag Unterricht bis 16 Uhr. Bei guten Zeugnissen habe es keine Belohnung gegeben, bei schlechten keinen Hausarrest. »Bei Fehlleistungen«, sagt Schmidt, hätten sie sich hingekümmert und darüber geredet, was passiert sei. Aber Fehlleistungen, sagt sie, habe es so gut wie nie gegeben.

Als er zehn war, trennten sich seine Eltern. Es habe einen Wasserschaden gegeben und einen langen Prozess gegen eine Baufirma. Erst hätten sie den Prozess verloren und dann ihre Ehe, sagt Schmidt. Sie schaut aufs Meer und versinkt in dem Satz.

Wenn man alleinerziehend sei, sagt sie schließlich, verändere sich die Beziehung zwischen Mutter und Sohn, sie werde inniger. Schmidt habe den Lebensstandard halten wollen. Segeln,

Privatschule, Musikunterricht. Jedes zweite Wochenende mit dem Auto zur Regatta ans IJsselmeer. Die anderen Jungs hätten zusammen in der Herberge übernachtet, er schlief bei ihr im Hotelzimmer. Wollte er so, sagt sie. Sie arbeitete länger, jeden Abend um 20 Uhr gab es Abendbrot. Sie und er am Tisch, Mutter und Sohn.

In seiner Jugend wurde er zum Segel-Leistungssportler, Alkohol oder Zigaretten hätte er nicht angerührt. So, wie sie es ihm vorgelebt habe, sagt Schmidt. Heike Schmidt ist eine Frau, die von sich sagt, dass sie zu Silvester mal mit einem Glas Sekt anstoße, wenn überhaupt. Einmal habe sie ihn gefragt, ob er schon mal eine Zigarette probiert habe. So ein Gift tue er seinem Körper nicht an, habe er geantwortet.

Aber er wollte ein Konto bei Facebook, wie seine Freunde. Das habe sie ihm verboten. Er sollte seine Jugend nicht verdaddeln, sagt sie. Sie habe ihn davor beschützen wollen. Viel später, als er sie verlassen hatte, hätten Freunde ihr das vorgeworfen: dass sie ihn zu viel beschützt hätte.

Sie sucht Fotos aus seiner Jugend auf ihrem alten Computer. Es sind nicht viele, vielleicht zehn. Ihre Familienalben hat Schmidt in einem Schiffscontainer in einer Halle eingelagert. Die könne sie nicht nah bei sich haben, das belaste sie zu sehr. Sie klickt sich durch die Bilder auf dem Computer: er auf einem Segelboot, er in Anzug mit Krawatte, kurz vorm Schulpraktikum. »Abi mit 1,6«, sagt Schmidt. »Aber er hätte die Möglichkeit gehabt, noch besser zu sein.«

Dann bleibt sie bei einem Foto hängen. Es zeigt ihren Sohn an seinem 18. Geburtstag. Er sitzt vor einer Geburtstagstorte und trägt ein kariertes Hemd, seine Haare sind länger als heute. Er lächelt. Schmidt schweigt und blickt lange auf das Bild, als suche sie darin nach einer tieferen Wahrheit. Man sehe es ihm nicht an, sagt sie schließlich, aber auf dem Foto sei er schon ein anderer.

Er hatte gerade angefangen, zu studieren. Er habe nach Oxford gewollt, wurde aber abgelehnt. Also ging er nach Aachen und schrieb sich in Materialwissenschaften ein. Alle zwei bis drei Tage fuhr er zum Campus, jedenfalls habe sie das gedacht. Das sei die Zeit gewesen, in der er sich verändert hätte. Nachts brannte das Licht in seinem Zimmer. Sie könne nicht sagen, was mit ihm geschehen sei, sie habe sich das 1000-mal gefragt. Sie sagt: »Er hat sich von mir entfernt, und ich konnte ihn nicht mehr greifen.«

An einen Moment erinnert sie sich besonders, sie hätten am Frühstückstisch gesessen, kurz nach seinem 18. Geburtstag. Plötzlich habe er gesagt: »Danke, Mama, dass du das alles für mich machst.« Er wisse, wie viel sie für ihn tue und wie schwer es als Alleinerziehende sein muss. Er habe bei diesem Frühstück in sich geruht, sagt sie.

Fünf Monate später, im Mai 2015, das zweite Semester hatte gerade begonnen, verabschiedete er sich zur Uni. »Bis später, Mama«, das waren seine letzten Worte. Am Abend wartete sie mit Hühnchen im Ofen und schaute auf die Bushaltestelle unten an der Straße, wo er immer ausstieg. Aber er kam nicht. Um 22 Uhr rief sie die Polizei.

TQ tritt den Schnee von den Schuhen und öffnet eine Wohnungstür in der Antonowytzcha, einer vierspurigen Straße im Zentrum Kiews. In der Wohnung ist es dunkel und kalt. Der Strom ist ausgefallen, zum zweiten Mal heute, vermutlich bombardiere der Feind die Elektrizitätswerke, sagt TQ. Neben der Tür lehnt eine schusssichere Weste und eine Schulterstütze für ein Schnellfeuergewehr.

Die Wohnung hat er im Internet gefunden, zwei Zimmer, Küche, Bad, möbliert, 700 Euro. Das sei knapp die Hälfte seines Monatssoldes vom ukrainischen Militär, 100.000 Hrywnja bekomme er, dasselbe wie die ukrainischen Soldaten. Rund 1600 Euro netto plus Zulagen, die Kommandantur zahle pünktlich.

In der Wohnung gibt es ein Sofa, einen Schreibtisch, eine Waschmaschine, in der feuchte Sturmhauben modern, und ein Bügelbrett, auf dem gefaltete Unterhosen liegen. Auf einem Küchenregal stehen Nahrungsergänzungsmittel in Vorratspackungen, Proteinpulver, Kreatin, Aminosäuren-Präparate. TQ sagt, seine Tage folgten einer festen Struktur. Abends um zehn gehe er ins Bett, morgens um sieben stehe er auf, dann jogge er im Park und gehe ins Fitnessstudio. Den Nachmittag verbringe er damit, die Frontbewegungen zu studieren und Ukrainisch zu lernen.

Er trinke keinen Alkohol, rauche nicht und sagt, er schaue nicht einmal Netflix. Die meisten seiner Kleidungsstücke sind olivgrün oder braun. Wenn man ihn fragt, was ihm Spaß mache, antwortet er: Ich bin nicht zum Spaß hier, sondern zum Kämpfen.

Auf seinem Schreibtisch liegt ein faustgroßes Knäuel militärischer Abzeichen. Viele zeigen die russischen Nationalfarben oder ein »Z«, das Erkennungszeichen der russischen Truppen. Manchmal, sagt TQ, nehme er die Abzeichen getöteter Feinde mit, als Erinnerung. Dann räumt er sie in eine Schublade, als seien sie schmutzige Wäsche.

Er hat vier Wochen Fronturlaub, deshalb ist er in Kiew. TQ kämpft in einer Aufklärungseinheit, deren Aufgabe es ist, Informationen über feindliche Stellungen zu sammeln und »spezielle Ziele zu neutralisieren«, sagt TQ. Der Name seines Teams lautet Phalanx. Der Begriff stammt aus dem Griechischen und beschreibt eine dichte Kampfformation aus schwer bewaffneten Infanterieeinheiten. Ein Spähtrupp aus 40 Freiwilligen, nachts schlichen sie in kleinen Gruppen hinter feindliche Linien, sagt TQ. Acht Monate sei er pausenlos an der Front gewesen.

Nun wird seine Einheit neu aufgefüllt, einige Monate nach einem Einsatz, bei dem sein Freund Dominic gestorben ist. TQ war der Truppführer. Sie gerieten an einen Schützengraben, von dem sie dachten, er sei nahezu unbemannt. Stattdessen trafen sie auf etwa zwei Dutzend russische Kämpfer. Die Russen erschossen zwei seiner Leute. Dreimal in 48 Stunden hätten sie versucht, die Leichen zu bergen. Ohne Erfolg.

Ein Reporter und ein Fotograf des Magazins »New Yorker« haben über den Einsatz berichtet. Der Reporter beschreibt ihn als »Debakel«. Wenn man TQ nach dem Einsatz fragt, schweigt er lange. Dann sagt er: Sobald der Krieg vorbei sei, werde er zu Dominics Familie nach Neuseeland fahren und erzählen, wie er

starb. Er wolle sich dafür entschuldigen, dass es keinen Leichnam gebe, den sie hätten beerdigen können.

Viele von TQs Kameraden sind ehemalige Soldaten aus Großbritannien, Neuseeland und den USA. Wenn man mit Ukrainern spricht, sagen sie, sie seien den Ausländern zwar dankbar, aber bei manchen wisse man nicht genau, warum sie gekommen sind.

Abends sieht man sie in Kampfstiefeln und Cargohose in den Touristenbars um den Maidan. Da sind Amerikaner, die nach drei Whiskeys sagen, eigentlich seien sie hier, um auf Russen zu schießen, auf den alten Feind. Da sind die Einsamen, die an der Bar sitzen und tindern. Da sind auch die Abenteuerurlauber mit Helmkameras im Gepäck; junge Männer, die seit Jahren von Krieg zu Krieg ziehen und mit Milizen im Irak kämpfen oder mit den Kurden in Syrien. Sie posten Bilder auf Instagram als wären es Schnappschüsse aus dem Urlaub. Es ist leicht, bei diesem Spiel dabei zu sein. Man bucht ein Zugticket nach Kiew und meldet sich an einem der Rekrutierungsposten. Wer geeignet ist, bekommt wenige Tage später ein Sturmgewehr.

TQ nutzt keine sozialen Netzwerke. Er sagt, seine Kameraden und er in der Internationalen Legion seien Professionelle, mit den Instagram-Soldaten habe er nichts zu tun. Manchmal sehe er sie in den Nachrichten, wenn sie in Säcken nach Hause gefahren werden. Er wirkt rational, fast kühl und gibt sich Mühe, der Soldat TQ zu sein. Man sucht in ihm den Jungen, den seine Mutter beschreibt, sanft, fröhlich. Aber es scheint, als habe TQ ihn ersetzt, vor vielen Jahren.

Vielleicht stimmt es, dass der Krieg dem Menschen das Menschliche nimmt. In der Verfilmung des Romans »Im Westen nichts Neues«, der gerade mit vier Oscars ausgezeichnet wurde, ist der Rekrut Paul Bäumer zu sehen. Bäumer mutiert in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs von einem strahlenden Jungen zu einem geisterhaften Kämpfer, der schießt und tötet. TQ sagt, er habe keine Menschen getötet, sondern Feinde. Wie viele hat er getötet? Darüber möchte er nicht reden, sagt er.

Nur selten blitzt der Zivilist in ihm auf. Hin und wieder, wenn TQ in Militärkleidung durch Kiew läuft mit den ukrainischen Nationalfarben an der Schulter, bleiben Leute stehen und sagen: »Dyakuyu«, danke, dass du für uns kämpfst. Manche nehmen seine Hand und halten sie, als würden sie ihn mit einem Schutzzauber belegen. Dann wird er rot und schaut auf den Boden. Nach jedem Dankeschön sieht er ein wenig sanfter aus als vorher.

Am Tag seines Verschwindens vor acht Jahren dachte seine Mutter, dass ihm etwas zugestoßen sei. Deshalb habe sie die Polizei gerufen. Sie suchte ihn, monatelang. Tagsüber streifte sie mit Freundinnen und Suchhunden durch Industrieruinen, nachts durchkämmte sie Internetforen und eine Internetseite des Bundeskriminalamts für unidentifizierte Tote. Nicht zu wissen, ob das Kind noch lebt, sei das Schlimmste auf der Welt, sagt Schmidt.

Vier Monate nach seinem Verschwinden landete sie auf der Website der französischen Fremdenlegion. Die Website zeigte die Rekruten des neuen Jahrgangs. Schmidt hat das Bild gespeichert. Es ist eines der zehn Fotos auf ihrem Computer und kommt gleich nach dem mit der Torte. Es zeigt junge Männer in grauen Uniformen mit Sturmgewehren auf einem Paradeplatz. Ihr Sohn

steht in einer Reihe mit anderen Soldaten. Seine Haare sind kurzgeschoren, er hat einen Bartflaum und trägt ein automatisches Famas-Sturmgewehr.

Als sie das Foto sah, sei etwas Seltsames passiert, sagt Schmidt. Sie wusste zwar, dass er lebt, aber das machte das Gefühl der Verletzung nicht besser. Sie schrieb E-Mails an die Legion, aber dort gibt man niemals Auskunft über Mitglieder. Jeder, der eintritt, bekommt vom französischen Staat eine neue Identität, wenn er will. Egal, ob Verbrecher oder Musterschüler. Dann schrieb sie ihm persönlich. Alle paar Tage. Sie habe ihm keine Vorwürfe gemacht, sie wollte nur wissen, ob es ihm gut gehe. Ob er lebt.

Es gehört zum Wesen des Krieges, dass er junge Männer anzieht, die Suchenden, Rastlosen, Planlosen, Lebensmüden, Kampfsüchtigen. Die Idealistischen, wie TQ. Im Spanischen Bürgerkrieg kämpften Zehntausende Freiwillige aus der ganzen Welt gegen Francos Faschismus. Seit 2013 sind über 1000 Männer und Frauen aus Deutschland zum »Islamischen Staat« gegangen, die meisten zwischen 17 und Anfang dreißig. Es heißt, rund 30.000 ausländische Freiwillige kämpfen in der Ukraine.

Krieg macht vieles einfach, er teilt die Welt in Gut und Böse. Einigen Menschen gibt er Halt. Im Frühjahr 2016 meldete sich TQ zum ersten Mal seit seinem Verschwinden bei seiner Mutter, er schrieb zwei Sätze. Schmidt sagt, sie habe die Mail ausgedruckt. Sie liege eingelagert im Container neben den Familienalben. Sie wolle sie nie mehr lesen.

Er habe geschrieben: »Ich bin nicht tot. Das ist das Letzte, was du von mir hörst.«

In Kiew fragt TQ: Was hätte ich ihr antworten sollen? »Ich wollte Ruhe«, sagt er.

Er sitzt in einem Taxi, im Radio laufen Weihnachtslieder. Unter seiner Jacke schläft eine weiße Katze, sie ist ihm im Schützengraben zugelaufen. Er hat sie »Slava« genannt, das ist Ukrainisch für Ruhm. Sie fahren zum Tierarzt, Slava hat Durchfall.

Er schaut aus dem Fenster und sagt, er spreche nicht gern über seine Mutter. Natürlich habe er sie lieb. Da sei kein Hass. Aber etwas, das er Kontrolle nennt. »Immer von allem das Beste«, sagt er, Leistungskader im Segeln, Montessori, all das. Vielleicht wird ein Junge, der um jeden Preis ein Musterknabe sein soll, genau das Gegenteil.

Wenn man ihn fragt, was seine Mutter von Beruf war, antwortet er: »Ich weiß es nicht mehr. Sie hat viel Geld verdient.« Vielleicht kämpft es sich besser, wenn es niemanden gibt, der dauernd Fragen stellt. Er habe weggewollt. Im Studium hätten sich die Kommilitonen für »Geld, Feiern, Mode und so interessiert«, sagt TQ. Er habe etwas gesucht, wofür es sich zu sterben lohnte.

Das Taxi gräbt sich durch den Kiewer Schnee. Er sagt, er hätte zu Ärzten ohne Grenzen gehen können. Aber dafür hätte er lange studieren müssen. Oder zur Hungerhilfe nach Afrika. Aber eines Nachts sah er ein Video über die Fremdenlegion. Die härteste Einheit der Welt, hieß es, jeder Soldat ein Spezialist. Das habe ihm gefallen. Er las alles über die Legion. Er wusste, seine Mutter würde ihn nicht gehen lassen. Also sagte er nichts.

Es begann als Abenteuer. Er habe ein paar Klamotten gepackt und seine Zahnbürste. Er nahm den Zug nach Paris, nachmittags

stand er vorm Kasernentor. Eine Woche Aufnahmetests, Interviews zur Eignung, Sportprüfungen. Wenige Tage später unterschrieb er einen fünfjährigen Vertrag als Fremdenlegionär.

Er habe sich zum Kampfsanitäter ausbilden lassen, die Legion habe ihn auf Einsätze auf der ganzen Welt geschickt, sagt TQ. Er habe im französisch-guyanischen Sumpf Dschungelkampf trainiert, auf der Mission »Harpie« illegale Goldgräber in Lateinamerika gejagt. Er kämpfte im 2. Regiment der Legion gegen den IS auf der Mission »Chammak« im Irak. Es gibt ein Foto aus dem Jahr 2018 von ihm in der Wüste mit irakischen Soldaten, er ist 21 Jahre alt, trägt ein grünes Barett. In seinen Augen ist kein Zweifel.

Das Taxi hält. »Dyakuyu«, sagt TQ zum Fahrer, vielen Dank. Die Tierärztin ist jünger als er und trägt einen Operationskittel, Slava kreischt auf dem Behandlungstisch.

»Was füttern Sie?«, fragt die Ärztin.

»Katzenfutter, Fleisch, Würstchen, Hähnchen, alles, was da ist«, antwortet TQ.

»Kein Fleisch mehr«, sagt die Ärztin. »Wir impfen sie und geben ihr einen Pass. Füttern Sie sie gut, schmusen Sie mit ihr. Herzlichen Glückwunsch, Sie sind jetzt Papa.«

Draußen fällt Schnee. TQ steht vor der Tierklinik und hält sich an Slava fest. Irgendwo im Zentrum heult der Raketenalarm. Er küsst Slava auf den Kopf. Er sieht glücklich aus. Das Taxi kommt. »Katze wegbringen und zur Bar«, sagt TQ.

Heike Schmidt sitzt vor einem Schnitzel in einem Fischrestaurant auf dem Darß, es ist Abend. Sie sagt, sie habe

Hunderte schlaflose Nächte gehabt. Natürlich habe sie sich Vorwürfe gemacht. Manche ihrer Freunde hätten sie eine Helikoptermutter genannt. Schmidt sagt, sie habe alles so gut gemacht, wie sie konnte. Sie sei keine Helikoptermutter.

Vor zwei Jahren hat sie ihn zuletzt gesehen, nachdem er seinen Vertrag bei der Fremdenlegion erfüllt hatte. Er hatte sich eine Wohnung im Ruhrgebiet genommen und ihr nicht Bescheid gesagt, dass er zurück ist. Sie erfuhr von seiner Adresse durch einen Tipp. Eines Tages klingelte sie bei ihm. Ob er mal reden wolle? Na gut, sagte er. Zweimal trafen sie sich. Dann ging er in die Ukraine. Er habe nicht zu Hause sitzen können, sagt sie. Er habe helfen wollen. Seitdem habe sie ihn nicht mehr gesehen.

»Haben Sie Neuigkeiten von ihm?«, fragt sie.

Die Bar liegt nah am Maidan in der Kiewer Innenstadt, ein Backsteinkeller, Kellner bringen dickflüssigen Schnaps, eine Band spielt schiefe Popsongs und lässt einen Hut rumgehen. TQs Freund Doc hat heute Geburtstag. Doc trägt Bluejeans, Vollbart und ein gebügeltes weißes Hemd. Er sagt, er habe seine Zwanziger bei der Army verbracht, danach hatte er einen Job bei Google in New York. Als Putin die Ukraine überfiel, habe er sich dafür entschieden, »das Richtige zu tun«.

Er und TQ kämpfen in derselben Einheit. Weitere Soldaten sind gekommen, sie sagen, sie hätten die Hälfte ihres Lebens damit verbracht, in Kriegen weit weg von zu Hause zu kämpfen. Sie sind Überbleibsel einer Zeit, in der die USA und ihre Verbündeten Probleme am anderen Ende der Welt militärisch lösen wollten. Inzwischen ist Saddam Hussein tot, der IS besiegt und Afghanistan

verloren. Aber sie haben ihr Leben lang nichts anderes gemacht, als Türen in Wüsten einzutreten. Wer weiß, ob sie vor fünf Jahren die Ukraine auf einer Landkarte hätten finden können.

Eines Tages wird dieser Krieg enden, wahrscheinlich an einem Verhandlungstisch. TQ aber hat den Krieg von Nahem erlebt, aus dem Schützengraben. Er hat die Brutalität gespürt, mit der die russische Armee vorgeht. Der Feind, wie er es nennt. Der Feind hat ihn verwundet, er hat Freunde von ihm getötet. Man kann verstehen, warum TQ den Krieg gewinnen will, aus eigener Kraft.

Wenn man ihnen zusieht, wie sie trinken und tanzen, vergisst man, dass sie unweit von einem Kriegsgebiet feiern, auch wenn sich Kiew manchmal wie Berlin anfühlt. Der Flat White kostet 3,50 Euro, und in den Cafés in der Innenstadt gibt es veganes Bananenbrot. Um halb zehn verabschiedet sich TQ, er müsse morgen früh ins Fitnessstudio. Er wolle zurück an die Front, da müsse er »topfit sein«.

Zum Abschied sagt Heike Schmidt, neulich habe sie Bilder aus Bachmut in den Nachrichten gesehen. Die Stadt in der Ukraine, die sie einen Fleischwolf nennen, weil dort jeden Tag so viele ukrainische und russische Soldaten sterben. Sie schaltete den Fernseher schnell ab, denn das gehe im Kopf einer Mutter nicht zusammen, Fleischwolf und Sohn.

Neulich, sagt sie, hätten sie telefoniert, sie schreiben sich auch wieder Nachrichten auf WhatsApp. Sie wollten das jetzt öfter machen, sagt sie.